

„Die ganze Richtung

Biographische Bruchstücke zu einer Geschichte der Medienzensur

Karl Kraus und die Zensur

„Der aber anders spricht, spricht nicht vom Sieg!“

Ernst Zeitter

paßt uns nicht“

in Deutschland

TEIL 9

Hautrieseln in Wien

„Es sind acht Jahre her, daß ich nicht mehr zu mir selbst gekommen bin. Als ich das letzte Mal zu mir kam, gründete ich die ‚Fackel‘“ (Karl Kraus in *Die Fackel* vom 2. Juli 1907; Krolop 1977, S. 651). An den April des Jahres 1899, als die Zeitschrift *Die Fackel* zum ersten Mal erschien, erinnert sich ein Zeitzeuge: „Eines Tages, soweit das Auge reicht, alles – rot. Einen solchen Tag hat Wien nicht wieder erlebt. War das ein Geraune, ein Geflüster, ein Hautrieseln! Auf den Straßen, auf der Tramway, im Stadtpark, alle Menschen lesend aus einem roten Heft... Es war narrenhaft. Das Broschürchen, ursprünglich bestimmt, in einigen hundert Exemplaren in die Provinz zu flattern, mußte in wenigen Tagen in Zehntausenden von Exemplaren nachgedruckt werden. Und dieses ganze Heft, mit Pointen so dicht besät, daß man es, wie die ‚Arbeiterzeitung‘ sagte, behutsam lesen mußte, um keine der blitzenden Perlen zu verlieren, war von einem Mann geschrieben“ (Krolop 1977, S. 651). Das rote Heft, dessen Wirkung dieser Augenzeugenbericht schildert, war die erste Nummer einer neuen Zeitschrift: *Die Fackel*. Herausgeber Karl Kraus.

Der Leitartikel der ersten *Fackel* hatte etwas von einem Trompetenstoß: „In einer Zeit, da Österreich noch vor der von radikaler Seite gewünschten Lösung an akuter Langeweile zugrunde geht, in Tagen, die diesem Land politische und soziale Wirrungen aller Art gebracht haben, einer Öffentlichkeit gegenüber, die zwischen Unentwegtheit und Apathie ihr phrasenreiches oder völlig gedankenloses Auskommen findet, unternimmt es der Herausgeber dieser Blätter [...], einen Kampf auf auszustößen [...]. Das politische Programm dieser Zeitung scheint somit dürftig; kein tönendes ‚Was wir bringen‘,

aber ein ehrliches ‚Was wir umbringen‘ hat sie sich zum Leitwort gewählt“ (Schick 1965, S. 37 f.).

Karl Kraus, der Begründer der *Fackel*, war im April des Jahres 1899 25 Jahre alt. Seit dem Jahre 1877 lebte er in Wien. Der Vater hatte als Papierfabrikant ein Vermögen gemacht und war aus Gitschin in Böhmen in die Hauptstadt der Monarchie gezogen. In Wien studierte Kraus nach dem Besuch des Gymnasiums zunächst auf Wunsch des Vaters an der juristischen Fakultät, wechselte dann zu den Fächern Philosophie und Germanistik und brach schließlich das Studium im Jahre 1896 ab. Da war Kraus schon seit Jahren Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, der größten Tageszeitung Österreich-Ungarns. Die „Neue Freie Presse“ war, was man ein „liberales“ Blatt nannte, aber Karl Kraus hatte schon früh die Grenzen gespürt, die dem Autor eines nach seinem Verständnis „kapitalistischen“ Blattes gezogen waren. „Nicht die Zensur des Staatsanwalts habe ich gefürchtet, vielmehr die intimere eines Chefredakteurs, die, wenn ich sozialen Ekels voll, einmal in das schändliche Hausierertreiben unserer Literaten, in die Zusammenhänge von Theater und Journalistik hineinfahren wollte, mit weicher Sorglichkeit all den Ärger in fernere Regionen abzuleiten bemüht war“ (Krolop 1977, S. 652). Das war Selbstzensur.

Das Anti-Korruptionssystem

Die juristisch-ökonomische Struktur des Fackelverlags entsprach genau der Abwehr korruptiver Geschäftspraktiken, wie Kraus sie beobachtet hatte. Die finanzielle Basis legte er zusammen mit dem älteren Bruder Richard. Der Vater räumte einen Kredit von 10.000 Gulden ein – damals eine beträchtliche Summe – und stellte



Karl Kraus, 1898.

Jakob Kraus, um 1900.



für die ersten Nummern der *Fackel* unentgeltlich das Papier. Die Redaktion der *Fackel* lag allein bei Karl Kraus, einen Großteil der Beiträge verfasste er selbst. Korruptive Einflüsse durch Kapital oder Redaktion waren so von vornherein ausgeschlossen. Die ersten Nummern der *Fackel* enthielten „nach den Worten ihres Herausgebers Rezepte, auf welchen ein isolierter Arzt, der seine Tätigkeit selbst nicht allzu hoch eingeschätzt, gegen das epidemisch wirkende Gift beharrlich ein Gegengift verschrieben hat. Dieses beharrlich verschriebene Gegengift, durch das Karl Kraus sich vor jeder ‚Blödmacherei‘ durch die ‚Journaille‘ gefeit wusste, war radikales, zu einer Grundhaltung erhobenes, und zugleich zu einem unfehlbaren Instinkt verfeinertes Misstrauen“ (Krolop 1977, S. 654).

Furioser Schnellstart – Gegenkräfte

Zwischen dem April des Jahres 1899 und dem Februar des Jahres 1936 hat Karl Kraus 922 Hefte der *Fackel* herausgebracht. Seit dem Jahre 1912 ist Kraus in Personalunion Autor, Redakteur und Herausgeber. „Seine Gewissenhaftigkeit bei der Arbeit, sein Bedürfnis, das Werk bis zur Vollkommenheit zu bringen, war unerhört. Es waren oft viele Abzüge, die er noch immer ergänzte, bis zur Endfassung umarbeitete. Von manchen seiner Schriften gab es oft 10 bis 12 Abzüge. ‚Ich habe die teuerste Art zu arbeiten‘“ (Schick 1965, S. 69).

Die *Fackel* gehörte in Wien gerade in den ersten Jahren ihres Bestehens zum Straßenbild. Die sich betroffen fühlten, reagierten ganz unterschiedlich. Die große liberale Presse versuchte zunächst, das „Problem Kraus“ durch Totschweigen zu erledigen. Aber die Zensur durch Boykott funktionierte nicht. „Die Sensationspresse sparte nicht mit Geld: Zeitschriften, die unter der Parole des Kampfes gegen die Korruption den Kampf gegen Kraus führen sollten, wurden gegründet; im Theater wurde ein Lustspiel aufgeführt, in dem Kraus verhöhnt wurde. Aber auch die antisemitische Presse, die nur gegen die *jüdische Korruption* war und die eigenen Wucherer protegierte, fühlte sich betroffen und verstieg sich in der Polemik mit Kraus zu der Behauptung, dass der Kampf gegen die Korruption schädlich sei; mangels anderer Argumente drohte man mit ‚schlagenden Beweisen‘ [...]. Wie gefährlich es in Wirklichkeit war, einen persönlichen Kampf zu führen, sollte Kraus bald er-



Die erste Ausgabe der *Fackel* aus dem Jahre 1899.

fahren. Schon im Mai 1899 hatten die von ihm angegriffenen Theaterkritiker einen Stückeschreiber, in dem sich ‚Schwachsinn mit Körperkraft glücklich gepaart fanden‘, zu einem tätlichen Angriff auf Karl Kraus angestiftet. Er wurde in einem Kaffeehaus überfallen und, während die anderen ihn umringten und jeden, der zu Hilfe kommen wollte, abwehrten, von dem gerichtlich Entmündigten misshandelt. Dazu meinte einer von ihnen: ‚Zum Satiriker und Pamphletisten gehört eine sehr robuste Konstitution und Herr Kraus wird seine Schreibweise ändern müssen, wenn er Wert darauf legt, das erste Quartal seiner Fackel zu überleben.‘

Kraus hat das erste Quartal überlebt und gab darüber folgenden Rechenschaftsbericht:

‚Anonyme Schmähbriefe 236

Anonyme Drohbriefe 83

Überfälle 1“ (Schick 1965, S. 39).

Formen der Zensur

Die Funktion der behördlichen Zensur übernahmen im Leben von Karl Kraus immer wieder die ordentlichen Gerichte. Wer Missstände unmissverständlich bei ihrem bürgerlichen Namen nennt, der muss mit Beleidigungsklagen rechnen. Kraus wusste: Nicht Pauschalanklagen gegen gesellschaftliche Übelstände wirken, sondern nur der persönliche, polemische Angriff der Satire. Ein Beispiel: Kraus hatte dem Schriftsteller und Theaterkritiker Hermann Bahr in der *Fackel* vorgeworfen, er sortiere seine Theaterkritiken nach einem simplen Schema: Gute Kritiken gab es für ein Haus, in dem Bahr auch als Bühnenautor tätig war, schlechte Kritiken für Theater, die auf die Mitwirkung von Bahr glaubten verzichten zu können. Der Intendant des „Haustheaters“ hatte dem Kritiker, wie Kraus erfahren hatte, zu allem Überfluss noch ein Baugrundstück in bester Wiener Nobellage geschenkt. Der freundliche Geber und der frohe Nehmer gingen vor Gericht und legten zusammen mit der Verleumdungsklage einen Kaufvertrag vor, der später datiert war als die Nummer der *Fackel*, die von der Schenkung berichtet hatte. Das Gericht akzeptierte dieses Beweisstück, allgemeine Gutachten zur Nichtvereinbarkeit von dramatischer und kritischer Tätigkeit am gleichen Haus ließ es aber nicht zu. Karl Kraus wurde schuldig gesprochen und zu einer Geldstrafe verurteilt, die zusammen mit den Gerichtskosten das Jahresgehalt des erkennenden Richters um ein Mehrfaches über-

traf. Was Kraus besonders verletzte: Das Gericht sprach ihm ein anzuerkennendes Privatinteresse an der Veröffentlichung seiner Vorwürfe ab. Kraus hatte sich, besonders in den ersten Jahren seiner publizistischen Tätigkeit, immer wieder als „Popularankläger“ gesehen, als einen Privatmann, der in öffentlichem Interesse Anklage erhebt.

Wenn Kraus öffentlich beschuldigt wurde, widerlegte er die Vorwürfe oft in der *Fackel*, verlangte aber auf jeden Fall präzise Berichtigungen. Blieben diese aus, ging Kraus vor Gericht: „Ich habe nun einmal den Hang zum Kadi, wie andere zum Morphium. Berichtigungen habe ich sehr gern. Ich freue mich immer, wenn eine Zeitung zuerst eine Lüge über mich druckt, und dann, wenn sie genötigt ist, die Wahrheit zu bringen, hinzusetzt: Sorgen, was er hat!“ (Schick 1965, S. 131).

Summiert man in einem groben Überblick die Widerstände, die Karl Kraus im Laufe seiner immer wieder unnachsichtig vorgetragenen publizistischen Attacken erfahren hat, dann scheint seine Bewertung in der ersten Nummer der *Fackel* sich realisiert zu haben: Kraus hatte unter der „Kontrolle des Staatsanwalts“, mit anderen Worten unter der Aufsicht der zuständigen Zensurbehörden, in der Tat nur wenig zu leiden. Man wird das zunächst auf das Niveau und den Stil seiner Artikel zurückführen dürfen: Kraus arbeitete außerordentlich geschickt mit der Methode des erledigenden Zitats. Was er kritisch ans volle Licht hob, hatte in aller Regel schon ein anderer veröffentlicht; der Kritisierte fing sich also in der Schlinge seiner eigenen Formulierungen. Durch Textmontagen sollten in einer nahezu filmischen Manier erst im Bewusstsein des Lesers kontrastierende Bilder entstehen, deren Verfertigung Kraus lediglich angestoßen hatte. Diese Bilder blieben deshalb auch in jedem Fall bei zu erwartender gesellschaftlicher Wirkung subjektiv.

Damit das erkannt werden konnte, forderte der Satiriker Karl Kraus an den Schreibtischen der Zensurbehörden Intelligenz und Phantasie. Ein Aphorismus nimmt zynisch Stellung zur fragwürdigen Funktion solcher kontrollierenden, kultivierenden Intelligenzen: „Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten“ (Fischer 1961, S. 37). Nimmt man diese Empfehlung wörtlich, dann versteht man, warum Kraus so selten unter der Zensur zu leiden hatte.



In der Satire *Die demolierte Litteratur* kritisiert Karl Kraus den Schriftsteller Hermann Bahr, 1897.

In Wirklichkeit hat sich Kraus oft in aller Stille mit der Zensur verständigt: „Denn ich bin nicht so feig, gegen die Zensur zu kämpfen. Ich habe den Mut ihr zu weichen“ (Zohn 1990, S. 100). Der Bericht des Zensors Dr. Kurt Hager vom 22. Januar 1918, erst in den letzten Jahren im Archiv des Österreichischen Justizministeriums aufgefunden, zeigt, dass Kraus mit den Umständen des Zensurprozesses einverstanden war: „Ich gab ihm den Rat, den damals in der Praxis schon fest eingeführten und von den meisten Zeitschriften vielfach betretenen Weg der Vorzensur auch für seine Hefte zu benützen, das heißt, die Bürstenabzüge vorzulegen, worauf dieselben von mir durchgesehen und mit Genehmigungsklauseln versehen wurden, unter Bezeichnung jener Stellen, Artikel oder Notizen, welche nicht genehmigt werden könnten“ (Timms 1995, S. 483). Im Rückblick am Ende seines Lebens hat Karl Kraus manche Zensoren sogar als „Kulturmenschen“ bezeichnet.

Die Sorge um die Sprache

Karl Kraus hat sich ein Leben lang um die Sprache gesorgt, um das Medium, das den Menschen in der Mitteilung erst zur Person macht: „In keiner Sprache kann man sich so schwer verständigen wie in der Sprache [...]. Meine Hilflosigkeit wächst mit der Vollendung des Geschriebenen. Je näher ich an das Wort herantrete, desto mehr blutet es wie der Leichnam vor dem Mörder [...]. Jeder Satz müßte so oft gelesen werden als Korrekturen sein Wachstum von der Handschrift bis zur Lektüre begleitet haben. Doch um dem Leser zu ersparen, was ihm über Kraft und Glauben geht, möchte ich jeden Satz in den zehn Verwandlungen erscheinen lassen, damit das Ganze endlich immer noch weniger gelesen als verstanden werde“ (Fischer 1961, S. 253).

Sprachlich inkompetente Behörden trifft der Spott des Chronisten: „Ein Unterrichtsminister, stelle ich mir vor, ist einer, der noch mehr Deutsch kann als ein Gymnasialprofessor, der darin wieder den Schüler übertreffen muß. Aber man täuscht sich oft. Genötigt, einen Aufsatz über das Thema „Musik- und Theaterfeste“ – was allerdings schwer ist – zu liefern, ward er, ungestüm wie er ist, in die folgende Affäre verstrickt:

– – ich verweise auf die bedeutungsvolle Aufführung v o n i n unserer Zeit fast u n b e k a n n t e n G l u c k s M e i s t e r b a l l e t

„Don Juan“ in unserer Staatsoper – –

So hineinzutreten! Hätte er den Satz vor dreißig Jahren geschrieben, er wäre nicht zum Unterrichtsminister aufgestiegen. Nun, ohne Kopfzerbrechen ist es gewiß nicht abgegangen. Da stand wohl zuerst:

– – Aufführung des in unserer Zeit fast unbekanntes Glucks Meisterballet – –

Unmöglich! Zurück! Also:

– – vom in unserer Zeit fast unbekanntes Meisterballet Glucks ‚Don Juan‘ – –

Zurück! Vielleicht:

– – von in unserer Zeit fast unbekanntes Glucks – –

Aber:

– – von in unserer Zeit fast unbekanntes – – von Gluck – Gluck – Gluck –

Setzen! Also wie denn? Ich würde für gottbehüte zukünftige Musik- und Theaterfeste empfehlen:

– – von Glucks in unserer Zeit fast unbekanntes Meisterballet ‚Don Juan‘ – –

oder:

– – des in unserer Zeit fast unbekanntes Meisterballets ‚Don Juan‘ von Gluck – –

Aber wenn ich Unterrichtsminister wäre und hätte schon das Malheur gehabt, so würde ich fleißig den Unterricht inspizieren gehen, weil vielleicht doch etwas hängen bleibt. Es kann ja noch alles gut werden“ (Fischer 1961, S. 65).

Für Karl Kraus beuten vor allem die Journalisten die Sprache aus. Sie gehen „mit ihr um, wie mit einem Feind“ (Fischer 1961, S. 71).

„Die Mission der Presse ist, Geist zu verbreiten und zugleich die Aufnahmefähigkeit zu zerstören.“

„Das Hauptwort ist der Kopf, das Zeitwort ist der Fuß, das Beiwort sind die Hände. Die Journalisten schreiben mit den Händen.“

„Journalisten schreiben, weil sie nichts zu sagen haben, und haben etwas zu sagen, weil sie schreiben.“

„Ein Feuilleton schreiben heißt, auf einer Glatze Locken drehen.“

Aphorismus und Glosse

Immer wieder prägt zunächst eine literarische Kurzform die Auseinandersetzungen, in die Karl Kraus sein Leben lang verwickelt sein wird: der Aphorismus. Für Kraus ist der Aphorismus ein sprachlich zugespitztes Gewahrwerden dessen, was einer Erscheinung des persönlichen



Der erste veröffentlichte Aphorismus von Karl Kraus.

oder gesellschaftlichen Lebens eigentlich zugrunde liegt, ein plötzliches Klarsehen mit dem „Aha“-Effekt für Autor und Leser.

Ereignisse, Situationen, Gedanken, die der Aphorismus wie mit einem Florettstoß aufspießt, entfaltet in kurzem, präzisiertem Kommentar die Glosse. Kraus analysiert in dieser publizistischen Form auch das gesellschaftliche Feld, auf dem sich der Journalismus besonders gerne tummelt – die Politik. „Ich halte die Politik für eine mindestens so vortreffliche Manier, mit dem Ernst des Lebens fertig zu werden, wie das Tarockspiel, da es Menschen gibt, die vom Tarockspiel leben, so ist der Berufspolitiker eine durchaus verständliche Erscheinung. Um so mehr, als er immer nur auf Kosten jener gewinnt, die nicht mitspielen. Aber es ist in Ordnung, daß der politische Kiebitz zahlen muß, wenn das geduldige Zuschauen seinen Daseinsinhalt bildet. Gäbe es keine Politik, so hätte der Bürger bloß sein Innenleben, also nichts, was ihn ausfüllen könnte“ (Fischer 1961, S. 37).

Aphorismus und Glosse stoßen auch in einen Lebensbereich vor, in dem mehr verunglückt als beglückt wird: in die Welt der Erotik und ihrer Tarnungen.

„Eine Dame scheint wohl wie die Sonne, darf aber mit ihr schon darum nicht verwechselt werden, weil sich die Sonne mit so vielen an einem Tag abgibt, während die Dame von Gott geschaffen ist, um einem einzigen Bankdirektor warm zu machen, womit sie auch alle Hände voll zu tun hat, so daß sie gar nichts anderes verlangt, in dem sie weiß, daß es ihr solange zu gute kommt, bis sie kalt wird und bis auch der Bankdirektor das Bedürfnis fühlt, zur Sonne zu gehen, die sich mit so vielen an einem Tage abgibt, amen.

Sie sagte sich: mit ihm schlafen, ja – aber nur keine Intimität!“ (Fischer 1961, S. 11)

Satire und Politik

„Unpolitisch“ waren die Aphorismen, Glossen und Studien nie gewesen, die Karl Kraus in seiner *Fackel* veröffentlichte. Als jedoch der Erste Weltkrieg ausbrach in „Kakanien“, der untergehenden Kaiserlich-Königlichen Donaumonarchie Habsburgs, verstellte Fahnen schwenkende Begeisterung, die oft chauvinistische Züge annahm, den Blick der Öffentlichkeit auf länger dauernde politische Prozesse: Mitten im vorweggenommenen Siegesrausch begann der Todeskampf der deutschen Monarchien.



Karl Kraus, ca. 1921.



Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien markiert den Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914.



Karl Kraus, 1913.



Aufstand der Arbeiter in Wien
am 15. Juli 1927.

In Deutschland und in Österreich gab es im Jahre 1914 kaum einen Schriftsteller von Rang, der sich nicht in den Dienst der nationalen Sache gestellt hätte. In Wien verweigerten sich nur Arthur Schnitzler und Karl Kraus der zukunftsblinden nationalen Euphorie. Schnitzler schwieg, Kraus warf in der *Fackel* und in Vorträgen den Intellektuellen Verrat am humanen Erbe der deutschen Klassik und Romantik vor. Er nannte sie Kriegstreiber und Kriegsgewinnler. Später resümierte er: „Der Krieg hat durch die Anziehung, die er auf die schwerpunktlosen Gehirne, auf das Scheinmenschentum, auf die dekorationsfähige Leere ausgeübt hat, Unwerte vernichtet“ (Timms 1995, S. 403). Erbarmungslos formuliert Kraus Kriegsgründe und Kriegsziele, über die kein Politiker spricht: „Ich weiß genau, daß es zu Zeiten notwendig ist, Absatzgebiete in Schlachtfelder zu verwandeln, damit diese wieder Absatzgebiete werden“ (Zettl 1999, S. 66). „Krieg ist zuerst die Hoffnung, daß es einem besser gehen wird, hierauf die Erwartung, daß es dem andern schlechter gehen wird, dann die Genugtuung, daß es dem andern auch nicht besser geht, und hernach die Überraschung, daß es beiden schlechter geht“ (Fischer 1961, S. 172).

Je mehr Karl Kraus in die Auseinandersetzung mit denjenigen geriet, „die sich mit den Landesfarben schmincken“, je mehr geriet er auch ins Visier der überwachenden Behörden. Das Gentleman's Agreement mit der Zensur verlор seine schützende Qualität. Kraus war angezeigt worden. Die Feindespropagandaabwehrstelle beim Oberkommando der Armee führte Kraus nun als „Haupt des Defaitismus in Österreich“ (Timms 1995, S. 486). Die Untersuchung zog sich so lange hin wie die Existenz der Habsburger Donaumonarchie. Erst ihr Ende bedeutete auch das Ende der Zensur. Der Weg war nun frei für das dokumentarische Drama *Die letzten Tage der Menschheit*.

Man frage nicht

Noch einmal freilich im folgenden Jahrzehnt holten die Schatten der Vergangenheit Karl Kraus ein. Rechtsradikale Frontkämpfereinheiten hatten einen Aufmarsch des sozialdemokratisch dominierten bewaffneten Selbstschutzverbandes beschossen. Ein Schwurgericht sprach Monate später, obwohl zwei Tote und fünf Schwerverletzte zu beklagen waren, die Schützen frei. Dann eskalierten die Ereignis-

nisse: Die Sozialdemokratie rief den Generalstreik aus. Eine riesige Demonstration bewegte sich auf die Wiener Innenstadt zu. Es kam zu Gewalttaten; der Justizpalast brannte. Der Polizeipräsident von Wien, Dr. Johannes Schober, ließ schießen. Das „Massaker von Wien“ forderte 89 Tote und 548 z. T. schwer Verwundete.

Die christlich-soziale Regierung Seipel stellte sich hinter Dr. Schober: „Die Polizeidirektion in Wien hat sich abermals als der festeste Hort der staatlichen Ordnung bewährt“ (Karl Kraus, Bd. 2, S. 237). Karl Kraus dokumentierte in der *Fackel* mit Hilfe vor allem von britischen Zeitungsberichten, wie wenig das distanzlose Selbstlob der österreichischen Behörden berechtigt war. Er startete eine Plakatkampagne und verlangte den Rücktritt Dr. Schobers.

Als Kraus erkennen musste, dass Schober nicht an Rücktritt dachte, verlegte er den Kampfplatz auf eine andere Medienebene. Er schrieb das Stück *Die Unüberwindlichen* und prangerte eine unheilige Allianz zwischen Dr. Schober, einem mächtigen Immobilienspekulanten und dem Boss eines korrupten Wiener Zeitungsimperiums an.

Im republikanischen Wien erlebte Karl Kraus nun eine sehr wirksame Form der Zensur: den Boykott. In der Stadt fand sich keine Bühne, die das Stück aufgeführt hätte. Die Uraufführung erfolgte in Dresden. Sie durfte freilich nur Teile des Stücks vor das Publikum bringen. Der dritte Akt wurde von einem Schauspieler auf leerer Bühne verlesen. Der Kläger hatte sich in einer der Figuren des Stücks wiedererkannt. „Der Zensurakt führte zur Polarisierung der Zuschauer: Protest gegen die Verstümmelung, Zischen und Pfeifen wird im Orkan des Beifalls erstickt. Zwischenreden fallen. Das Publikum spielt mit. Stinkbomben machen den Aufenthalt unerträglich. Terror auf beiden Seiten“ (Breuer 1982, S. 227).

Im Mai des Jahres 1933 setzte nach der Machtübernahme Adolf Hitlers in Deutschland eine Terrorwelle der Nationalsozialisten in Österreich ein, die schließlich in einem Putschversuch endete, bei dem der österreichische Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß ums Leben kam. Kraus sah die Gefährdung Österreichs durch die Nationalsozialisten ohne Illusionen. Erschüttert und auch verunsichert erfuhren nun Freunde und Bewunderer von Karl Kraus, ihm „falle zu Hitler nichts ein“ (Schick 1965, S. 130). Empörung und Unverständnis. Karl Kraus schwieg.



Dr. Engelbert Dollfuß
(1892 – 1934).

Im Oktober 1933 erschien ein dünnes Heft der *Fackel*. Es enthielt eine Grabrede für den Architekten Adolf Loos, der für einen neuen Baustil kämpfte und isoliert starb, sowie ein Gedicht von zehn Zeilen:

„Man frage nicht, was all die Zeit ich
machte.
Ich bleibe stumm;
und sage nicht, warum.
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.
Kein Wort, das traf;
man spricht nur aus dem Schlaf.
Und träumt von einer Sonne, welche
lachte.
Es geht vorbei;
nachher war's einerlei.
Das Wort entschlief, als jene Welt
erwachte.“
(Schick 1965, S. 129)

Einer, den Karl Kraus hoch schätzte, Bertolt Brecht, hat ihn verstanden:

„Als der Beredte sich entschuldigte
dass seine Stimme versage
trat das Schweigen vor den Richtertisch
nahm das Tuch vom Antlitz
und gab sich zu erkennen als Zeuge.“
(Ebenda)

Am 12. Juli 1936 starb Karl Kraus in Wien. Am 15. März 1938 feierte auf dem Heldenplatz in Wien Adolf Hitler vor einer jubelnden Masse die Heimkehr Österreichs ins Deutsche Reich.

Prof. em. Ernst Zeitter war Schulfunkredakteur beim Südwestfunk und Professor für Medienpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

Der Text entstand unter Mitarbeit von Burkhard Freitag.

Teil 10 zur Geschichte der Medienzensur in Deutschland folgt in *tv diskurs 27*.



Karl Kraus stirbt am 12. Juni 1936 an einem Herz- und Gehirnschlag in der Lothringerstraße in Wien.



Literatur:

Breuer, D.:

Die Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland. Heidelberg 1982.

Kraus, K.:

Ausgewählte Werke. Bd. 1: *Grimassen.* München 1977.

Kraus, K.:

Ausgewählte Werke. Bd. 2: *In dieser großen Zeit.* München 1977.

Kraus, K.:

Ausgewählte Werke. Bd. 3: *Vor der Walpurgisnacht.* München 1977.

Krolop, K.:

Dichtung und Satire bei Karl Kraus. In: K. Kraus: *Ausgewählte Werke.* Bd. 3: *Vor der Walpurgisnacht.* München 1977, S. 651 – 691.

Schick, P.:

Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1965.

Timms, E.:

Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Wien 1995.

Zettl, W.:

Literatur in Österreich von der Ersten zur Zweiten Republik. In: H. Zeman (Hrsg.): *Geschichte der Literatur in Österreich.* Bd. 7: *Das 20. Jahrhundert.* Graz 1999, S. 15 – 220.

Zohn, H.:

Karl Kraus. Frankfurt 1990.

Karl Kraus, 1933.



Kraus Kraus